

Einleitung: Inklusion denken

Michaela Geiger/Matthias Stracke-Bartholmai

Inklusion denken – das Anliegen dieses Bandes beschreibt einen weiten Raum, den die Autorinnen und Autoren auf ihre eigene Weise abschreiten und sich dabei vielfach begegnen. In der breiten Debatte rund um das „Prinzip Inklusion“¹ setzt dieser Band Akzente und unterstreicht die Notwendigkeit eines interdisziplinären und interkulturellen Inklusionsansatzes.² Es handelt sich nicht um ein abgeschlossenes Konzept – der Band lädt vielmehr ein, Ideen aufzugreifen und Denkwege weiterzuverfolgen. Ziel ist nicht die perfekte Ausarbeitung des Begriffs Inklusion, sondern die fortwährende Aktualisierung inklusiven Denkens und Handelns.

Inklusion ist eine zwiespältige Aufgabe. Sie bewegt sich in der Spannung zwischen Pflicht und Verheißung, Vereinnahmung und Überbetonung der Differenz. Der Kampf um politische Akzeptanz kann der Anerkennung der Verschiedenheit aller entgegenstehen und Angst vor zu viel Differenz provozieren. Zur Klärung der „pluralen unauflösbaren Antinomien und Dilemmata“³ werden in diesem Band unterschiedliche und innovative theoretische Perspektiven eingespielt, die das theologische Denken von Inklusion zwischen Vision und Normen auf der einen und einer manchmal turbulenten Praxis auf der anderen Seite unterstützen können.

Aus biblischer Perspektive beschreibt Inklusion eine Utopie, deren Vollendung am Ende der Zeiten erhofft werden kann und die inklusive Gemeinschaften schon jetzt inspiriert. Alt- und neutestamentliche Texte formulieren Bilder für die anbrechende Heilszeit, sie erzählen von Heilungserfahrungen und gelingender Gemeinschaft. Insofern begleiten sie Kirchen auf dem Weg zu einer inklusiven Praxis. Zugleich zeugen biblische Texte von Machtkämpfen, Ausgrenzung und dem Scheitern von Gemeinschaft; darin nehmen sie manche aktuellen Konflikte vorweg. Biblische Texte machen die Kontextgebundenheit von Utopien deutlich und motivieren dazu, diese für aktuelle Kontexte weiterzuspinnen.

Dass Inklusion ein ökumenisches Projekt ist, liegt sowohl in der Internationalität der Inklusionsbewegung als auch in der Ökumene als weltweiter Gemeinschaft begründet. Schon auf der UNESCO-Konferenz in

¹ Wolfhard Schweiker, *Prinzip Inklusion. Grundlagen einer interdisziplinären Metatheorie in religionspädagogischer Perspektive*, Göttingen 2017.

² Vgl. Ralph Kunz, *Inklusive Gemeinde. Die christliche Gemeinde im Horizont ihrer gesellschaftlichen Verortung*, in: Ulf Liedke/Ralph Kunz (Hg.), *Handbuch Inklusion in der Kirchengemeinde*, Göttingen 2013, 53–84: 69.

³ Schweiker, *Prinzip*, 438.

Salamanca wurde für die Pädagogik eine kontextsensible Schule gefordert, die sich von dem Ideal homogener Lerngruppen verabschiedet und den Inklusionsbegriff auf Schüler*innen mit unterschiedlichen physischen, intellektuellen, sozialen, emotionalen und sprachlichen Fähigkeiten ausweitet. Besondere Beachtung bekommt außerdem deren kulturelle Herkunft.⁴

Die Verwirklichung von Inklusion hat kontextuell verschiedene Gesichter, die wiederum das Verständnis von Inklusion in anderen Kontexten herausfordern und kritisch hinterfragen. Inklusion ist ein offener Prozess, in dem die Praxis immer wieder von der Inklusionsidee her korrigiert wird und die Idee mit gelingenden Erfahrungen von Inklusion weiterwächst. Genauso wenig wie die inklusive Praxis kann auch inklusive Sprache normiert werden. Die in diesem Band gewählten Formulierungen spiegeln die Perspektiven und Kontexte der Autor*innen in all ihrer Vielfalt.

Der vorliegende Band schlägt Brücken zwischen theoretischer Reflexion und kirchlicher Praxis in Diakonie, Gemeinde und Religionspädagogik. Damit reflektiert er den Kontext seiner Entstehung: Im Dezember 2016 wurde an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal-Bethel die Studienwoche „Inklusion zwischen Bibel und Praxis“ in Zusammenarbeit mit der Vereinten Evangelischen Mission durchgeführt. Der vorliegende Band versammelt die Beiträge dieser Woche und ergänzt sie durch weitere Perspektiven, die das inhaltliche Profil abrunden. So entstehen vier Kapitel, die unterschiedliche Dimensionen des Projekts „Inklusion denken“ zusammenfassen. Sie werden im Folgenden vorgestellt.

Inklusion theologisch denken

Die Aufgabe, Inklusion theologisch zu denken, besteht einerseits darin, den normativen Gehalt von Inklusion zu bestimmen. Andererseits muss die normative Dimension mit den Herausforderungen und Uneindeutigkeiten der Praxis zusammenfinden. Die Autor*innen des ersten Teils gehen dazu unterschiedlichen theoretischen Spuren und Diskursen nach und zeigen Wege inklusiven Denkens in der Theologie auf.

Sigrid Graumann geht in ihrem Beitrag von dem normativen Postulat „Menschenrecht ‚Inklusion‘“ aus. Die UN-Behindertenrechtskonvention hebt hervor, dass die Verwirklichung der Menschenrechte erst durch das positive Recht auf Assistenz möglich wird. Um die Frage nach dem Wie dieser Verwirklichung beantworten zu können, spielt Graumann verschiedene anerkennungstheoretische Perspektiven ein und diskutiert interkulturelle (Charles

⁴ UNESCO, Die Salamanca Erklärung und der Aktionsrahmen zur Pädagogik für besondere Bedürfnisse angenommen von der Weltkonferenz „Pädagogik für besondere Bedürfnisse: Zugang und Qualität“, Salamanca 1994, <https://www.unesco.de/fileadmin/medien/Dokumente/Bibliothek/salamanca-erklaerung.pdf> (Zugriff 12.10.17), 4.

Taylor), intersubjektive (Axel Honneth) und subjektivierende Anerkennung (Judith Butler). Mit Honneth unterscheidet Graumann drei Dimensionen der Anerkennung, die in einer inklusiven Praxis berücksichtigt werden müssen. Anerkennung kann nicht durch moralische Forderungen erzwungen werden. Mit Butler begreift Graumann Anerkennung darum als soziales Phänomen, das durch Bewusstseinsbildung gestaltet werden kann.

In ihrem systematisch-theologischen Beitrag „Inklusion und Vulnerabilität“ setzt *Heike Springhart* beim theologischen Menschenbild an. Für den Inklusionsdiskurs macht sie Vulnerabilität als grundlegende Kategorie einer realistischen Anthropologie stark, die Vielfalt und geteilte Menschlichkeit wertschätzen kann – eine Anthropologie des Diversen anstelle des Normalen. Vulnerabilität ist also kein soziales Unterscheidungskriterium, vielmehr kann Inklusion nur als „Inklusion in die Gemeinschaft der Vulnerablen“ verstanden werden. Dies stellt Autonomiekonzepte infrage, die das Reden über „den Menschen“ in vielerlei Hinsicht bestimmt haben. Vulnerabilität läuft jedoch Gefahr, Menschen als Verletzliche gleich zu machen. Darum ist die Unterscheidung zwischen ontologischer und situativer Vulnerabilität wichtig. Während grundsätzliche Vulnerabilität zum Menschsein dazugehört, lässt sich situative Vulnerabilität, die von Strukturen und konkreten Bedingungen bestimmt ist, reduzieren.

Die schulische Wirklichkeit macht es der Inklusion nicht einfach. Ihre Umsetzung kann sogar die eigentliche Idee konterkarieren und Differenzen fortschreiben oder verstärken. Die Kluft zwischen Theorie und Praxis – „Verheißung und Erfüllung“ – nimmt *Bernhard Grümme* zum Anlass, in seinem Beitrag „Inklusion und aufgeklärte Heterogenität“ nach einer Religionspädagogik zu fragen, die mit den Fallstricken einer Differenzorientierung umgehen kann und zwischen guter und schlechter Differenz unterscheidet. In normativer Hinsicht, so zeigt Grümme, ist der Religionsunterricht theologisch zur Inklusion prädestiniert: Es geht um die Anerkennung aller in ihrem Sosein. Verwundbarkeit ist das Integral inklusiver Religionspädagogik, da sie jeden Menschen betrifft. Im Religionsunterricht sollte es zu einem inklusiven Lernen in Gemeinschaft am jeweils Anderen kommen, im Sinne eines unabschließbaren Prozesses der Anerkennung und des Anerkanntseins. Grümme schlägt daher das Konzept einer „aufgeklärten Heterogenität“ vor, die auf der Basis der Alteritätstheorie normative Aussagen macht und sich selbst kritisch reflektiert, um der Gefahr verkennender Anerkennung, der Festschreibung von Identitäten und der Exklusion zu widerstehen.

In seinem Beitrag „Inklusion queer gedacht als Inspiration für den Gottesdienst“ stellt *Matthias Stracke-Bartholmai* „Unterbrechungen“ ins Zentrum inklusiven Denkens. Er begreift Queer-Theologie als „Verunsicherungswissenschaft“ und verknüpft diese Perspektive mit dem theologischen Inklusionsdiskurs. Dabei rückt die Frage der Spannung zwischen Identität und Differenz in den Fokus. Inklusion und Identitätspolitik sind aufeinander angewiesen,

solange die grundlegende Offenheit von Identitäten angenommen wird. Stracke-Bartholmai beleuchtet die normative Rede vom Gottesdienst als „heil-same Unterbrechung“ aus queer-theologischer Perspektive und konfrontiert sie mit liturgischen Exklusionserfahrungen unterschiedlicher Menschen. Im Anschluss an die Unterbrechungstheologie von Lieven Boeve entwirft Stracke-Bartholmai eine doppelte Praxis der Unterbrechung im Sinne eines *doing queer*: Eine visionäre Haltung der Offenheit für Unterbrechungen kann den Gottesdienst in Verbindung mit einer un-verschämten improvisatorischen Praxis seiner Dimension als Befreiungsgeschehen für alle näher bringen.

Inklusion biblisch denken

Auf dem Weg zu einer inklusiven Theologie und Praxis sind biblische Texte gleichermaßen Hindernis und Inspiration. Nach wie vor dienen sie der Legitimation exklusiver Praktiken: So wird die Ausgrenzung von Lesben und Schwulen immer wieder mit Lev 18,22 und Röm 1,27 begründet, und der Ausschluss von Menschen mit Behinderungen vom Pfarrdienst wurde traditionell auf Lev 21,17–23 zurückgeführt. Andererseits hat auch die diakonische Zuwendung zu den Marginalisierten ihre Wurzel in biblischen Texten; insbesondere das Gleichnis vom „Barmherzigen Samariter“ (Lk 10) ist hier zu nennen. Ausgerechnet das „Diakonieevangelium“ des Lukas erweist sich jedoch unter der Perspektive der Inklusion als ambivalent, wie Nils Neumann aufzeigt.

Die Beiträge dieses Bandes wollen keine normative Lesart der biblischen Texte vorschlagen, sondern deren inklusive oder exklusive Implikationen in ihren eigenen Kontexten zum Sprechen bringen. Die biblischen Bücher als literarische Texte konstruieren „Normalität“, indem sie bestimmte Einzelne und Gruppen als „Andere“ benennen (Menschen mit Behinderungen, Zöllner, Sünder*innen) und sie von der Gruppe der „Normalen“ unterscheiden. Entscheidend ist daher die Frage, welche „Normalität“ die biblischen Texte voraussetzen: Handelt es sich um freie, wohlhabende, nicht-behinderte Menschen, oder um eine Gemeinschaft, in der alle auf ihre eigene Weise verletzlich sind – als Reiche oder Arme, Menschen mit und ohne Behinderungen, Alte und Kinder, Trauernde und Fröhliche? Diese Fragen müssen für jeden biblischen Text beantwortet werden. Die Texte adressieren unterschiedliche Kontexte; sie unterscheiden sich aber auch in Bezug auf die Haltung, die sie zum Thema Inklusion einnehmen. Sie können vom Überleben in ungerechten, gewaltvollen Verhältnissen erzählen oder diese kritisieren, sie können zur Inklusion Marginalisierter auffordern oder Utopien einer inklusiven Welt inspirieren.

In ihrem Beitrag „Mefiboschet: Ein Königssohn mit Behinderung im *Game of Thrones*“ analysiert Michaela Geiger den einzigen alttestamentlichen Protagonisten, dessen Behinderung nach der biblischen Erzählung untrennbar zu seiner Charakterisierung gehört. Am Beispiel der Erzählfigur Mefiboschet wird die Frage aufgeworfen, wie sich seine gehobene Herkunft als Enkel

Sauls auf der einen Seite und seine „Lähmung“ auf der anderen Seite auf seinen sozialen Status auswirken. Die Behinderung Mefiboschets wird im Kontext alttestamentlicher Anthropologie gedeutet. Die narratologische Analyse der Erzählungen im 2. Samuelbuch arbeitet die Charakterisierung Mefiboschets heraus, wie auch seine Handlungsspielräume im Machtgeflecht der Thronnachfolgerzählung Davids. Beide Merkmale Mefiboschets, seine Herkunft und seine Behinderung, erweisen sich als zweideutig. Diese Ambiguität fordert die Lesenden heraus, selbst Position zu beziehen.

In ihrem neutestamentlichen Beitrag „Er kümmerte sich um alle Krankheiten und alles Leiden im Volk“ (Mt 4,23)“ konzentriert sich *Claudia Janssen* auf den Umgang mit Krankheit und Disability im Matthäusevangelium. Auf der Basis sozialgeschichtlicher Analysen hinterfragt sie die Annahme, das Evangelium erzähle von vielen „Normalen“ und wenigen hilfsbedürftigen Menschen mit Behinderungen. Vielmehr seien Armut, Hunger, Krankheiten und Behinderungen in der matthäischen Gemeinde als Normalfall zu betrachten. Die Heilungserzählungen können darum im Sinne einer partizipatorischen Christologie verstanden werden: Die gegenseitige Sorge und das Kümmern um Notleidende ist Aufgabe aller, der ganzen verletzlichen Gemeinde, die auf diese Weise zum Subjekt der Verkündung des Evangeliums wird.

Nils Neumann befasst sich in seinem Beitrag mit der „Überwindung sozialer Grenzen im Lukasevangelium“ und arbeitet ein anderes Bild heraus. Das Evangelium handelt oft von Außenseitern, insbesondere werden „Zöllner, Sünderin und Samaritaner“ genannt. Angesprochen sind jedoch intendierte Leserinnen und Leser, die zu den Wohlhabenderen und sozial Stärkeren gehören. In Erzählungen und Gleichnissen wird davon erzählt, wie Jesus soziale Schranken überwindet und die Ausgrenzung Anderer als fragwürdige Strategie der eigenen Identitätskonstruktion entlarvt. Die Stärkeren werden aufgefordert, von den vermeintlichen Außenseiter*innen zu lernen und sich über deren Rettung mitzufreuen. Auf diese Weise hinterfragt der Evangelist exklusive Verhältnisse programmatisch, ohne jedoch die Differenz zwischen seinen Adressat*innen und den marginalisierten Anderen aufzulösen. Das wird insbesondere in der Schilderung von Menschen mit Behinderung deutlich, die nur als Geheilte Teil der Gemeinschaft sind oder – so im großen Gastmahl (Lk 14,12–14) – Objekte der Mildtätigkeit bleiben.

In seinem Beitrag „Gemeinsam essen und trinken“ vertieft *Knut Usener* das Verständnis von Mahl-Gemeinschaft und Gemeinschafts-Mahl für die griechische und römische Gesellschaft am Beispiel der Institutionen „Symposion“ und „cena“. Er beschreibt die Vereinsstruktur der Gemeinschafts-Mahle, die Kriterien der Zulassung und die Funktion dieser Institution innerhalb der Gesellschaft. Deren mythischen Horizont bildet ein gemeinsames Mahl von Göttern und Menschen, dessen abruptes Ende in die Differenzierung der Menschen untereinander mündet. Im Ergebnis versuchen „zivilisierte Bürger“, sich auch in der Mahlpraxis von unzivilisierten Anderen zu unterscheiden. Die Beschreibung der Vereinsstrukturen bildet den Hintergrund für die Profilierung

des christlichen Herrenmahls, das sich durch das Bestreben der Inklusion von Menschen unterschiedlicher sozialer Rollen auszeichnet. Das wird einerseits durch den griechischen bzw. römischen Blick auf die christliche Mahlpraxis gespiegelt, andererseits wird die inklusive Perspektive in dem Anliegen des Paulus deutlich, dass soziale Differenzen nicht das Gemeinschaftsmahl bestimmen dürfen (1. Kor 11,20–22).

Inklusion ökumenisch denken

Inklusion ist ein ökumenisches Konzept. Das gilt einerseits auf der Ebene der Utopie: Die Verwirklichung einer weltweiten Gemeinschaft unterschiedlichster Kirchen und Menschen ist eine inklusive Utopie, die Differenzen von ökonomischem Status, Rasse, Geschlecht, Körper und sexueller Orientierung überwindet. Dazu gehört, mit Menschen anderen Glaubens respektvoll umzugehen und nach gemeinsamen Aktionsformen für mehr Gerechtigkeit zu suchen. Andererseits ist Inklusion eine Aufgabe, die jeder einzelnen Kirche in ihrem jeweiligen Kontext aufgegeben ist.

Am Beispiel des Ökumenischen Rates der Kirchen fragt *Peter Noss*, ob Ökumene „ein inklusives Konzept“ sei. Auf der Grundlage der Theorie Niklas Luhmanns bestimmt er die Position von Kirche und ÖRK zwischen Institution und Organisation. Entstanden ist der ÖRK in einem Prozess aus Inklusionen und Exklusionen unter dem inklusiven Leitgedanken einer „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ (Lukas Vischer). Innerhalb der Institution ÖRK ist Inklusion jedoch nur teilweise verwirklicht, wie Noss anhand der Verlautbarungen zu den Themen Disability und Exklusion deutlich macht. Der Ansatz Jürgen Moltmanns eröffnet theologische Perspektiven, wie beide Ebenen der Inklusion – als ökumenische Leitidee und inklusive Praxis – verwirklicht werden können. Als „Kirche in der Kraft des Geistes“ begibt sich die Ökumenische Bewegung in einen offenen Prozess, in dem sie als Gemeinschaft Verschiedener immer sichtbarer wird und sich in Dialogen und multilateralen Beziehungen respektvoll für Inklusion einsetzt.

Aus der Perspektive der Vereinten Evangelischen Mission spielt *Matthias Börner* exemplarisch durch, was „Inklusion im kulturellen Kontext“ bedeutet. Besonders arbeitet er die Differenz zwischen individuellen und kollektiven Logiken heraus. Kollektivistische Kulturen basieren auf einer hohen Fähigkeit zur Inklusion. Jedoch kann die Artikulierung eines individuellen „Rechts“ auf Inklusion mit dem Wunsch nach Zugehörigkeit zur Gemeinschaft kollidieren. Darum entwickeln kollektivistische Kulturen kreative Wege, beide Werte so weit wie möglich zu realisieren. Eine Bewertung des „Gelingens“ von Inklusion ist objektiv nicht möglich, sie unterliegt historisch gewachsenen, kulturellen Einflüssen und nicht zuletzt der Begrenzung finanzieller Ressourcen. Die größte Chance ökumenischer Kooperationen liegt darin, Erfahrungen mit

Marginalisierten zu organisieren und den Horizont des Möglichen durch respektvolle Dialoge zu erweitern. Gemeinsame Verlautbarungen zum Thema Inklusion sollten nicht erzwungen werden, um weniger mächtige Kirchen nicht zu dominieren und Differenzen nicht zu überdecken.

In ihrer Fallstudie „Heilung und Inklusion in der Kirche *Mama Olangis*“ befasst sich *Leonie Wieser* mit Heilungszeugnissen im Gottesdienst einer neupentekostalen Gemeinschaft in der Demokratischen Republik Kongo. Sie differenziert deren individuelle und kollektive Bedeutung. Die Heilungszeugnisse ermöglichen es Menschen, ihre individuelle Geschichte mit Gott zu erzählen und sich so ihrer eigenen Identität zu versichern. Dabei ist Heilung nicht auf die körperliche Dimension beschränkt, sondern kann auch Traumata, Glaubenszweifel oder spirituelle Not betreffen. Sie ist eine für alle sichtbare, oft auch medizinisch belegbare Lebenswende. Die kollektive Dimension liegt einerseits darin, dass jede Krankheit (und Heilung) auch Auswirkungen auf Familie, Kolleg*innen und Kirchengemeinde hat. Andererseits formuliert die individuelle Heilungserzählung eine Verheißung an alle Glaubenden, in der die Verletzlichkeit des Lebens sichtbar und in einen Prozess des Heil-Werdens integriert wird.

Markus Schaefer lenkt den Blick zurück nach Deutschland, indem er die Inklusion von Gemeinden anderer sprachlicher und kultureller Herkunft in deutsche Landeskirchen untersucht: „Migration als Herausforderung für Gemeinden“. In den evangelischen Kirchen spiegelt sich bisher kaum, in welchem Maße Deutschland ein Einwanderungsland ist. Dabei sind, wie Schaefer darstellt, Migration einerseits und der Umgang mit Differenzen in der Gemeinde andererseits zentrale Themen alt- und neutestamentlicher Texte, die systematisch-theologisch insbesondere durch den Inkarnationsgedanken aufgegriffen und weitergedacht werden. Daraus leitet Schaefer die kirchliche Aufgabe ab, die innerchristliche und innerprotestantische Vielfalt wahrzunehmen und weiterzuentwickeln. Aus seiner beruflichen Praxis skizziert er Stolpersteine und Erfolge auf dem Weg hin zu einer lebendigen, vielfältigen, multiethnischen Kirche.

Inklusion praktisch denken

Inklusion zu denken bedeutet auch, die Theoriebildung an der Praxisreflexion zu schärfen. Exemplarisch werden im Folgenden die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte reflektiert, sowie die Auswirkungen des „Prinzips Inklusion“ auf Diakonie, Gemeinde und Gottesdienst. Nicht zuletzt fordert eine „inklusive Ästhetik“ die Kirchen zur Entdeckung ihres Möglichkeitssinns heraus.

Beate Hofmann fragt nach den Konsequenzen des „entdiakonisierten diakonischen Blicks“ für das Inklusionsgeschehen. Macht Inklusion diejenigen überflüssig, deren Beruf das Helfen ist? Hofmann entwirft ein diakonisches Professionsverständnis, das zunächst danach fragt, was das Gegenüber will

und so das Recht auf Selbstbestimmung achtet. Professionell diakonisch Handelnde sind daher als Inklusionsagent*innen und Assistent*innen zu verstehen. Sie stehen vor der Herausforderung, ihr eigenes, in der Ausbildung erlerntes Berufsverständnis zu hinterfragen und sind gleichzeitig den systemischen Spannungen von Finanzierung und Routinisierung ausgesetzt. Mit Haslinger arbeitet Hofmann eine Haltung „professioneller Demut“ heraus, die das Anders-Sein des Anderen achtet und kritische Selbstreflexion einschließt. Diese gilt es auch in der Ausbildung zu fördern. Hofmann formuliert Leitfragen für die Rolle der Diakonie im Sozialraum und plädiert für ein Ehrenamt, das Menschen mit und ohne Behinderung als Aktive verbindet.

Auf einen „Weg zu einer inklusiven Gemeinde“, die auf vielfache Weise stufenfrei sein sollte, nimmt *Günter Ruddat* die Leser*innen mit. Er beschreibt seine persönliche Reise von frühen Schulhoferfahrungen über seine Studien- und Schulvikarzeit, kreative Gemeindefreizeiten bis hin zu seiner wissenschaftlichen Arbeit. Dabei wird deutlich: Inklusion ist ein Thema, das Menschen unter verschiedenen Vorzeichen und Begriffen schon lange bewegt und das sich in seiner heutigen Gestalt den Lernerfahrungen und Initiativen zahlreicher Menschen mit und ohne Behinderung verdankt. An Diskussionen, wegweisenden Veröffentlichungen und Praxismaterialien aus fast 50 Jahren zeigt Ruddat auf, wie sehr es sich lohnt, an Visionen festzuhalten und sie auch gegen Widerstände weiterzuverfolgen. Ein solcher Blick zurück kann die aktuelle Praxis immer wieder inspirieren.

Frank Peters konzentriert sich in seinem Beitrag „Inklusiv feiern“ auf die Leitidee eines partizipativen Gottesdienstes. Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass die sonntägliche Wirklichkeit wenig gemein hat mit der kirchenrechtlichen Bestimmung des Gottesdienstes als Versammlung der Gemeinde. Dass zahlreiche Gruppierungen im Gemeindegottesdienst nicht vorkommen, ist deshalb problematisch, weil sein Anspruch gerade in der Inklusivität liegt (und nicht etwa in der Senior*innenorientierung). Kriterium für einen inklusiven Gottesdienst ist seine Partizipationsoffenheit. Gegen ein Verharren in nur scheinbar zeitlosen Agenden der 50er Jahre betont Peters mit Luther, dass im Gottesdienst „form follows function“ gelten muss. In verschiedenen Konkretionen regt er ein Überdenken der Gottesdienstpraxis an. Als Bausteine nennt er partizipative Gottesdienstvorbereitung, differenzierte Lesungspraxis, kommunikationsorientierte Raumgestaltung und ein neues protestantisches Bewusstsein für gemeinsame Mahlfeiern.

Andrea Bieler erkundet die Begegnung von „Inklusion und Tanz“ und entwirft dabei eine praktische Theologie der Inklusion, die das Ästhetische als Ebene von Inklusionsprozessen starkmacht. Sie analysiert, wie Verletzlichkeit in Tanzszenen professioneller „integrativer“ Tanzprojekte ins Spiel gebracht wird und stellt fest: Inklusion geschieht, wenn man vergisst, dass es um Inklusion geht. Mit Deborah Beth-Creamer plädiert Bieler für ein fluides Verständnis von Behinderung, das abseits binärer Zuschreibung nach der situativen Verletzlichkeit fragt. Wenn sich, wie im Tanz, Subjekt- und Objektpositionen

verschieben, wird die Oszillation der Verletzlichkeit sichtbar. Inklusion ereignet sich in schöpferischen Beziehungsprozessen, die eine Neubestimmung dessen ermöglichen, was Tanz, Gottesdienst oder Gemeindeleben ausmacht.

Dank

Unser Dank gilt allen, die an der Studienwoche „Inklusion zwischen Bibel und Praxis“ mitgewirkt haben: In den gemeinsamen Diskussionen sind manche Ideen dieses Bandes entstanden. Wir danken allen, die ihre Vorträge für diesen Band überarbeitet und weitergedacht haben. Wir freuen uns, dass andere bereit waren, zu dem Projekt „Inklusion denken“ beizutragen und den Band mit ihren Perspektiven zu bereichern.

Für die finanzielle Unterstützung bei der Drucklegung bedanken wir uns beim Förderverein der Kirchlichen Hochschule Wuppertal e.V. und bei der Vereinten Evangelischen Mission (Wuppertal). Dr. Marcus Sigismund danken wir für seine Sorgfalt, Verlässlichkeit und Flexibilität bei der Erstellung der Druckvorlage. Für die Aufnahme des Bandes in die Reihe „Behinderung – Theologie – Kirche. Diakonisch-caritative Erkundungen“ danken wir Prof. Dr. Johannes Eurich und Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl. Unser Dank für die freundliche, kompetente Begleitung bei der Buchentstehung gilt Dr. Sebastian Weigert vom Kohlhammer-Verlag.

Wuppertal/Basel, im Oktober 2017

Michaela Geiger und Matthias Stracke-Bartholmai